

ihren alten Namen von mehreren „Steinhaufen“, die sich durch längere Zeit hier befanden. Auch eine kleine geschichtliche Episode während der zweiten französischen Invasion ist mit dem Namen dieser Strasse verbunden. Ein phantastischer Webergeselle erstach einen berittenen französischen Unterofficier mit seinem eigenen, schlaue entzogenen Säbel und versetzte die Bewohner der umliegenden Häuser in nicht geringe Beängstigung. Zum Glücke hatte diese unbesonnene That für die Bewohner dieses Grundes keine weiteren gefährlichen Folgen.

XL. CAPITEL.

Schmidgasse (jetzt Webgasse).



Diese Gasse kommt in einem alten Häuserschema vom Jahre 1771 als Schmidgasse vor und wurde auch im obigen Jahre eröffnet. Sie war nach einer alten Schmiede so benannt, führte aber zu Zeiten auch den Namen: „Untere Steingasse“ zum Unterschiede der „Großen Steingasse“ (heute Stumpergasse) und auch zum Unterschiede der „Kleinen Steingasse“, mit welchem Namen früher der untere Theil der heutigen Schmalzhofgasse und die ganze jetzige Haydngasse benannt wurde. Das älteste und zugleich historisch merkwürdigste Gebäude dieser Gasse ist:

Das Martin Miller'sche Haus Nr. 351 (neu 26).

Martin Miller war zu Anfang dieses Jahrhunderts Feinzeugschmied und Kunstschlosser, der sich mit der Erzeugung von allerlei kunstvollen Ornamenten und Schlosserarbeiten beschäftigte. Aber er war kein gewöhnlicher Mensch, kein simpler Handwerker, sondern ein unternehmender, tief denkender Mann, der es in allen Stücken genau nahm und jedem Dinge bis auf den letzten Grund nachzuspüren pflegte; so kam er denn auch unter Anderem auf die Idee, den englischen Gussstahl zu erzeugen. Noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts kannte man in Oesterreich keinen anderen Stahl als den sogenannten „Zerdfrischstahl.“ Erst die Engländer erzeugten durch „Raffiniren“ oder „Schmelzen“ im Tiegel den sogenannten „Tiegelgussstahl“, der sich durch besondere Härte und Widerstandsfähigkeit auszeichnete, und da Oesterreich ohnehin Erze in grösster Menge und von vorzüglichster Güte besass, so kam der bescheidene Martin Miller auf den glücklichen Gedanken, die englische Gussstahlerfindung praktisch zu verwerthen und den modernen „Tiegelgussstahl“ selbst zu erzeugen.

Zu diesem Behufe baute Martin Miller im Jahre 1804 das obige Haus und errichtete auch im selben Jahre (1804) hier den ersten „Gussstahlofen.“ Nach längeren Proben und mühevollen Versuchen gelang es ihm auch, einen Gussstahl fertig zu bringen, der dem englischen an Güte gleichkam. Auch gelang es ihm, diesen Stahl in Handel zu setzen und ihn sogar für einzelne Industriezweige zu verwerthen und nutzbar zu machen.

So z. B. erzeugte Miller verschiedene Werkzeuge für Metallbearbeitung, darunter einige von ganz eminenter Specialität, wie z. B. „Drabzischeisen“ zum Ziehen von feinem

Edelmetall oder von unechtem Metall (echte oder leonische Metalldrähte); diese Erfindung reicht bis in's Jahr 1802—1804 zurück. Dann eine „Goldplattenwalze“ zum Plätten edler und unedler Metalle; ebenso ein „Doloirmesser“ zum Schaben („doliren“) des Handschuhleders, um es von allen rauhen Unebenheiten, von Haaren, Fasern, Knoten etc. zu befreien; heute bedient man sich bereits in ganz Oesterreich und zum grössten Theile in Deutschland und Frankreich ausschliesslich des Miller'schen Doloirmessers beim Glätten des Handschuhleders nach französischer Manier, wie schon das Wort „doliren“ andeutet.

Der erste Gusstahlofen,

den Martin Miller im Jahre 1804 in obigem Hause nach englischem System erbaute, dürfte für die älteren Wiener gewiss von hohem Interesse sein, weil mit der Gründung dieses Ofens

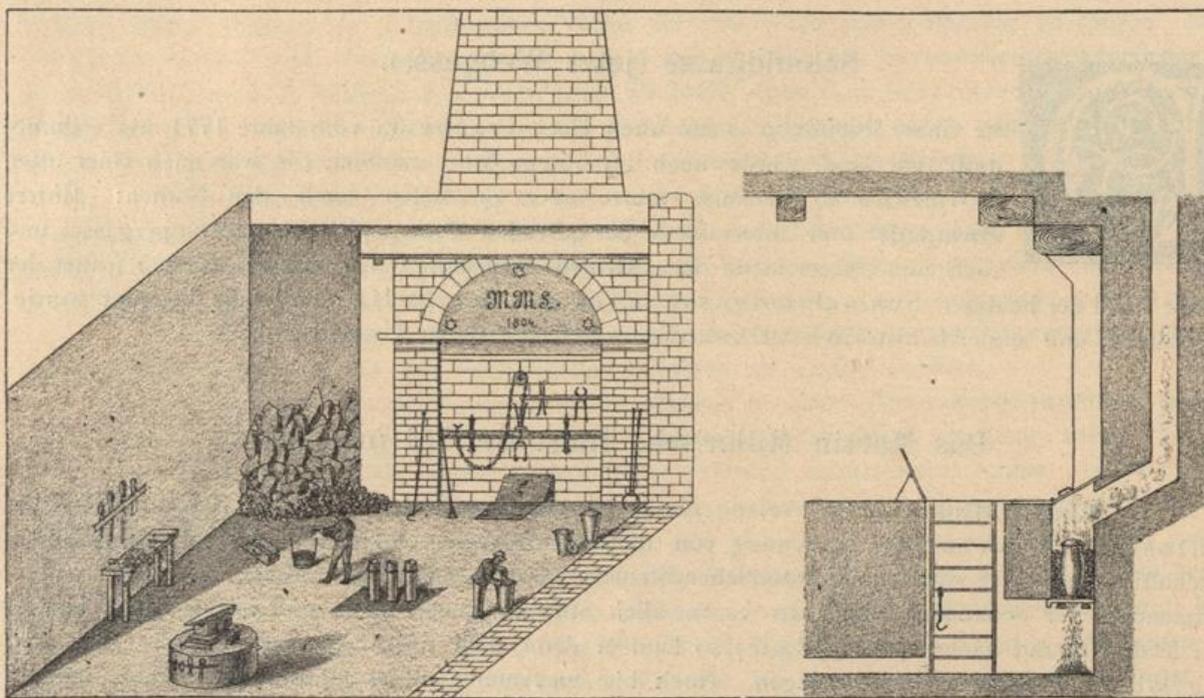


Fig. 138. Der erste Gusstahlofen.

Fig. 139. Querschnitt des Feuerherdes.

sich auch die erste Gusstahlindustrie in Oesterreich datirt, die sich von hier aus weit über die Grenzpfähle unseres Vaterlandes bis nach Amerika und England verbreitete und weil dieser Ofen, ungeachtet seines nahezu hundertjährigen Bestandes, noch heute unverändert an derselben Stelle existirt, wiewohl intact und verbaut, da die Fabrik zur Erzeugung von Gusstahl schon seit lange sich in Traismauer befindet. Aber ein hochinteressantes Bild aus jener Zeit hat sich noch bis heute erhalten, das ich *sub Fig. 138 u. 139* meinen Lesern hier zur Ansicht beischliesse und das uns einen genauen Einblick in diesen höchst merkwürdigen „ersten Gusstahlofen“ gewährt ¹⁾

¹⁾ Wir sehen hier im Bilde sub Fig. 138 den oberen Theil des Ofens und unter der Feueresse die Jahreszahl der Erbauung — 1804 — ; in der Mitte ein bewegliches Rad mit einer Eisenkette, an deren Ende sich zwei Doppelhaken befinden, um den zum Schmelzen präparirten Tiegel in den unteren Feuerherd hinabzulassen. Die im Vordergrund aufgestellten mehreren

Das Miller'sche Gebäude erscheint nach dem k. k. Katasterausweise als der älteste Bau dieser Gasse, alle übrigen Häuser sind späteren Datums, mit Ausnahme des Johann Thurner'schen Hauses, Nr. 353 (neu 22), das ebenfalls im Jahre 1804 erbaut wurde.

Aber auch nach einer anderen Richtung hin verdient dieses Haus ein althistorisches genannt zu werden, weil niemand Geringerer es war, als Kaiser Napoleon I. selbst, der während seines zweiten Aufenthaltes in Wien eine Botschaft an Martin Miller sandte, um die Erfindung des Gussstahls für Frankreich anzukaufen.

Auf welche Weise sich dies zutrug, mag folgende Erzählung näher erklären.

Kaiser Napoleon und dessen Botschaft an Martin Miller in Gumpendorf im Mai 1809.

Zu Anfang des Frühjahres 1809 bot Kaiser Napoleon den Wienern zum zweiten Male das erschreckende Schauspiel einer französischen Invasion. Schon am 9. Mai langte ein Theil der feindlichen Armee an den Linien Wiens an. Die Hauptstadt sollte diesmal vertheidigt werden und Erzherzog Maximilian übernahm den Oberbefehl. Die Franzosen besetzten die Vorstadt Mariahilf und breiteten sich in den westlichen Vorstädten bis an die Donau aus. Am 10. fielen die ersten Schüsse auf den Feind und Tags darauf, den 11., schossen auch die Franzosen nach der Stadt, und da dieselbe eine zweimalige Aufforderung zur Uebergabe zurückwies, liess Napoleon dieselbe die ganze Nacht ununterbrochen vom 11. auf den 12. Mai heftig beschossen. Das Bombardement dauerte von Abends 9 bis 2 Uhr Früh und tausendacht-hundert Haubitzengranaten und glühende Kugeln, grossen Kalibers, flogen hinter den kaiserlichen Stallungen über das Burgthor in die Stadt und steckten 14 Häuser und mehrere Nebengebäude schonungslos in Brand.

Aber schon um 2 Uhr Morgens wehte die weisse Fahne von den Bastionen; die Stadt capitulirte am 12. März und Erzherzog Maximilian zog mit seinen Truppen ab, so dass bereits am 13. die Franzosen von der Stadt Besitz nahmen und sämtliche Regimenter ihre Quartiere bezogen. Napoleon entwickelte jetzt eine fieberhafte Thätigkeit, täglich arbeitete er bis spät in die Nacht mit seinen Generälen und täglich liess er sich von seinen Polizeiaagenten — (er hatte eine trefliche Spionage) — über alle Vorkommnisse rapportiren. Mittlerweile war Erzherzog Carl mit seiner Armee im Marchfelde angelangt.

Ein neuer Ansporn für Napoleon! Er beschäftigte sich jetzt mit neuen Kriegsplänen und militärischen Vorbereitungen; der Uebergang über die Donau auf's linke Ufer bei „Lobau“ musste noch durchgesetzt und eine Hauptschlacht am Marchfelde vorbereitet werden.

Aber, inmitten dieser aufreibenden Arbeiten, vergass er nicht auf die kleinsten, unbedeutendsten Dinge. Es war dies eben das charakteristische Merkmal seines Genies, seine eigenste Wesenheit, dass er, während er mit der Spitze seines Degens die Weltgeschichte schrieb, selbst für das Kleinste ein scharfes Ohr, ein obachtsames Auge hatte; er interessirte sich für das Unbedeutendste, wenn es nur seine Zwecke fördern oder beschleunigen half!

So z. B. verlegte er auf einige Zeit sein Hauptquartier nach Ebersdorf, blos deshalb, um das Terrain persönlich studiren zu können, machte alle Messungen persönlich, schritt die Distanzen ab, zählte die Schritte und schrieb sich Alles auf's Genaueste in's Notizbuch.

Schmelztiegel sind je nach Bedarf von verschiedener Grösse und Form; die übrigen zerstreut herumliegenden Zangenwerkzeuge und Geräthschaften dienen zu verschiedenem Gebrauche. Die nebenbefindliche Zeichnung sub Fig. 139 im Querschnitte rechts zeigt uns das Innere des Feuerherdes, in welchem der Schmelztiegel eben auf dem Kohlenfeuer steht.

Da sich der eigentliche Feuerherd, wie wir sehen, unter dem Niveau des ebenerdigen Bretterbodens befand, so war links eine kleine schmale Leiter vorgerichtet, auf der man zum Feuerherde hinabsteigen konnte.

In Schönbrunn hielt er im Schlosshofe öfter Revue über alle seine Truppen. Er ritt auf seinem Schimmel „le Desiré“ die Reihen langsam und gemessen ab, wobei er jedem einzelnen Soldaten scharf in's Gesicht sah. Er dachte an Alles und beschäftigte sich mit den geringfügigsten Angelegenheiten, die dem Soldaten nützlich oder nothwendig sein könnten, wie z. B. Nahrung, Kleidung, Wäsche, Munition, Bequartierung etc., er ermunterte sogar die Leute, sie mögen ohne Furcht zu ihm sprechen.

„Verberget mir keinen Wunsch, keine Klage gegen Eueren Vorgesetzten“ — pflegte er zu sagen — „denn ich bin da, um für Alle zu sorgen und Allen Gerechtigkeit zu schaffen, und gerade der Schwächste von Euch Allen muß durch mich am meisten beschützt werden.“

Bei solchen Revues mussten nebst der Generalität sämmtliche Oekonomie-Officiere, Inspectoren und Kriegscommissäre anwesend sein, damit für den Fall, als der Kaiser während der Besichtigung irgend eine Veränderung oder Verbesserung anzuordnen hätte, auf diese Weise die Mittheilung des Befehles keine Verzögerung erleide. Und in der That, durch diese Art öffentlichen und mündlichen Verfahrens wurde Alles viel schneller, ja, was noch mehr ist, mit viel grösserem Eifer erledigt; denn man sah sich von allen Seiten beobachtet und von seinen eigenen Kameraden überwacht und wusste, dass Nachlässigkeit im Dienste strengstens bestraft würde.

Wenn der Kaiser nach abgehaltener Revue in seine Appartements zurückkehrte, entliess er im Vorsaale seine Suite und Niemand durfte ihn weiter stören, selbst die Bedienten — und Alle waren ja seine Bedienten — durften nur dann aufwarten oder sprechen, wenn sie gerufen oder gefragt wurden. In seinem Arbeitszimmer wollte er ungestört sein, denn hier begann die Arbeit erst recht von Neuem.

Zuweilen sah er bei sich auch Gelehrte und Künstler, aber nur dann, wenn er sie eigens zu sich befohl.

Er war nicht abhold der Kunst, doch er selbst strebte nicht nach ihren Lorbeeren und Freuden, nicht nach dem Kusse der Muse, nach dem Rühren des Dichters und Malers, nach der Begeisterung der Musik, er war eben zu viel Despot, zu viel Alleinherrscher, um eine andere Gewalt als die seine neben sich zu dulden.

Aber er liebte die Dichtkunst, soweit sie in seinem Dienste stand, soweit sie ihm half, seinen Ruhm zu verherrlichen, seine Glorie der Welt zu verkünden. Selbst die Kräfte der Natur wollte er seinen Zwecken dienstbar machen. Als er z. B. kurz vor der Schlacht bei Aspern inmitten kriegerischer Arbeiten von seinen Kundschaftern hörte, dass ein Wiener Bürger in Gumpendorf im Besitze der Erfindung eines neuen Gussstahles sei, der an Güte dem englischen gleiche, da dachte er sogleich an die Verwerthung desselben für seine eigenen Waffen und Geschütze, an dessen ausserordentliche Widerstandsfähigkeit und Härte.

Er liess augenblicklich durch General Berthier und Stadtcommandanten Andriossi Erkundigungen einziehen und sich durch General Benedetti einen genauen Bericht über die Eigenschaften des Gussstahles und die Verhältnisse ihres Erzeugers, *Martin Miller's*, in Gumpendorf erstatten.

Als Tags darauf Benedetti mit dem ausführlichen schriftlichen Berichte beim Kaiser in Schönbrunn sich meldete, da empfing ihn derselbe sogleich, las den Bericht aufmerksam durch, ging einige Male im Zimmer mit langen Schritten auf und ab, blieb dann plötzlich mit rückwärts gekreuzten Händen vor Benedetti stehen, fasste ihn einige Momente scharf in's Auge und sagte dann ungeduldig: „Gehen Sie sofort zu jenem Manne, der den Gussstahl erzeugt und sagen Sie ihm, ich wünsche, daß er seine Erfindung der französischen Regierung verkaufe, aber“ — hier hielt er einige Augenblicke inne und setzte bedenklich hinzu — „Sie werden kein leichtes Spiel mit ihm haben, denn er ist ein Wiener und ich kenne die Wiener, sie Alle hängen

an ihrem Kaiser und an ihrem Vaterlande.“ — Hier machte er eine rasche Handbewegung und setzte schnell hinzu: — „Wohlان denn, bieten Sie dem Manne 200.000 Francs, aber er müßte nach Frankreich übersiedeln und der Regierung in Paris sofort die Erfindung ausfolgen.“

Hiemit war die Audienz zu Ende und ein leises Nicken des Kaisers mit dem Kopfe und eine kurze Handbewegung deutete dem General an, dass er entlassen sei. Er ging also, ehe er noch ein Wort gesprochen.

General Benedetti eilte nun zu Martin Miller und machte ihn mit dem Wunsche des Kaisers bekannt und malte ihm das Project mit so lieblichen Schmeichelfarben aus und verscheuchte ihm in Vorhinein alle Bedenken und Einwendungen, dass der General fast mit Zuversicht auf die Zustimmung Miller's hoffen konnte.

Doch der wackere Miller wollte nichts von dem ganzen Handel wissen, liess sich aber anfänglich nichts davon merken und glaubte, wenigstens vorderhand, die peinliche Situation sich am besten durch eine Bedenkzeit vom Halse schaffen zu können und vertröstete also den General auf einige Tage später. Nach diesem Termine erschien General Benedetti abermals bei Martin Miller und diesmal eindringlicher und hartnäckiger als das erste Mal. Er wollte durchaus nichts von einer weiteren Bedenkzeit wissen. „Wo denken Sie hin“ — schrie er laut — „eine Bedenkzeit dem Kaiser Napoleon, der gewöhnt ist, seine Wünsche unbedingt und unweigerlich erfüllt zu sehen. Uebrigens“ — setzte er lächelnd hinzu — „fallen ja die 200.000 Francs ohnehin schwer in die Waagschale, also schlagen Sie ein und machen wir endlich diesen Handel perfect.“ Miller entschuldigte sich auch diesmal, seine Frau sei eben in St. Aegydi auf der Fabrik und ohne ihr könne er nichts abschliessen, müsse daher ihre Ankunft vorerst abwarten und somit die Entscheidung auf paar Tage verschieben.

Benedetti liess sich auch diesmal beschwichtigen, war es doch für ihn ein willkommenes Auskunftsmittel, die Sache nicht so ganz als verloren dem Kaiser schildern zu müssen.

Endlich erschien der General Benedetti das dritte und letzte Mal bei Martin Miller, diesmal mit einem Hofwagen, mit dem Bedeuten, Miller möge sogleich mit ihm nach Schönbrunn fahren, der Kaiser wünsche ihn persönlich zu sprechen. Nun endlich, da Miller jetzt keinen weiteren Ausweg sah, so blieb ihm nichts übrig, als die Wahrheit einzugestehen, kurz und bündig und herzhast wie ein Mann. Er sagte:

„Ich gestehe es rund heraus, daß ich mir die Sache reiflich überlegte und daß ich den Antrag des Kaisers — so schmeichelhaft er auch ist — nie und nimmer annehmen kann und werde, denn erstens hänge ich zu sehr an meinem Vaterland und für's Zweite müßte ich es als einen „Vothverrath“ betrachten, wollte ich eine Erfindung preisgeben, wodurch größere Vortheile meinem Vaterlande entzogen würden, die dann dem Feindeslande zu Gute kämen! Nein, nein, ich könnte dies schon nicht meinem guten Kaiser anthun, den wir Wiener Alle und auch ich vom ganzen Herzen lieben und verehren.“

General Benedetti kehrte also unverrichteter Sache zu Napoleon zurück und es ist uns nicht weiter bekannt, wie der Kaiser die Weigerung des schlichten Wiener Bürgers aufnahm. Man hörte weiter nichts mehr, da ohnehin zwei Tage darauf die Schlacht bei Aspern geschlagen wurde. Aber so viel ist gewiss, dass Napoleon jetzt um eine Erfahrung reicher ward, dass nämlich nicht Alles in der Welt für's Geld käuflich sei und dass es noch Patrioten gebe, die um keine Schätze der Erde ihr Vaterland verrathen. Napoleon selbst äusserte sich über die Treue und Anhänglichkeit der Wiener an ihren Kaiser und belobte dieselben in einer gedruckten, an die Bewohner Wiens gerichteten Proclamation, die er mit seiner eigenen Unterschrift fertigte, sie lautete:

„Ich kenne die Wiener, es sind brave, biedere Leute, treu ergebene Unterthanen, anhänglich an ihren Kaiser und an ihr Vaterland, ich ehre die Wiener!“ Napoleon.

Ein besseres Zeugniß kann der Feind seinem Gegner gewiss nicht ausstellen. Uebrigens blieb der wackere Martin Miller für seine hochherzige That nicht unbelohnt, er war allgemein geliebt und geachtet und sein Geschäft blühte immer mehr und mehr und machte ihn endlich zum reichen Mann. Er starb am 24. April 1834, allgemein betrauert und beklagt.

Sein Sohn **Franz Mathias Miller** trat in die Fusstapfen seines braven Vaters; er führte das Geschäft fort unter der Firma „**Martin Miller & Sohn**“, wie sie noch heute lautet. Den grössten Aufschwung verlieh er seinem Geschäfte im Jahre 1840 durch die Erzeugung der **Clavier (Stahldraht) Saiten** nach seinem eigenen patentirten System. Dieselben fanden später sogar in England und Amerika reichen Absatz, wie dies noch heute der Fall ist, und die Firma kann noch heute mit Stolz behaupten, dass in ganz Oesterreich auch nicht eine einzige Claviersaitenfabrik zu finden ist, die dieser auch nur annähernd an die Seite gestellt werden könnte. Ihm wurden für seine Leistungen viel Ehren-Verdienstmedaillen zu Theil. Die kostbarste von Allen war entschieden die im Jahre 1850 vom Gewerbevereine zuerkannte grosse goldene Verdienstmedaille, weil sie für die beste Erfindung, und zwar speciell für die Fabrication von Gussstahl-Claviersaiten gespendet wurde. Sie bestand aus massivem Golde im Metallwerthe von 1000 fl. und Miller liess diese auf eigene Kosten umprägen, und zwar zum halben Metallwerthe per 500 fl. und widmete die anderen 500 fl. in Gold seinen Arbeitern, dessen Werth er gleichmässig unter sie vertheilte. Franz Mathias Miller wurde auch sonst noch durch vielfache Ehrenstellen, Titeln und Würden ausgezeichnet.¹⁾

Franz Mathias Miller starb am 1. November 1876 mit Hinterlassung mehrerer Söhne. Da aber diese bis auf den jüngsten **Moriz Miller** frühzeitig dahinstarben, so ist Letzterer der Alleinbesitzer des Geschäftes geblieben. Seitdem erfreut sich die Fabrik — wie dies vorauszusehen war — unter seiner gediegenen und umsichtigen Leitung eines immer rascheren Aufschwunges. Neue Absatzquellen wurden dem Geschäfte zugeführt und der Verkehr nach moderneren Principien geregelt. Was aber die Hauptsache bleibt, das ist das wahrhaft glückliche und schöne Verhältniss, in welchem Moriz Miller zu seinen zahlreichen Arbeitern seit jeher stand und noch immer steht; denn er war und ist nicht blos ihr gewissenhafter Fabriksherr, sondern auch ihr Freund und Wohlthäter, und bei Gelegenheit des im Juli 1882 abgehaltenen 100jährigen Jubiläums, das in Traismauer in solenner Weise begangen wurde, zeigte sich ihre Sympathie für ihn in ungeschminktester Weise. Sie scharten sich alle um ihn, wie die Kinder um ihren Vater, und tausendstimmige, nicht enden wollende Hochrufe verriethen ihre aufrichtige Liebe und Anhänglichkeit für ihren Chef.

Von ihm rührt auch jenes geniale Wort her, das er einst bei Gelegenheit einer Ansprache an die Arbeiter gerichtet, „**Nein — sagte er — nicht die Arbeiter sind zu fürchten, sondern Jene, die nicht arbeiten!**“

Ein weniger altes, aber doch auch historisch interessantes Haus ist:

¹⁾ So z. B. wurde er Grundrichter, Armenrath, Gemeinderath, Schulrath, endlich auch Handelskammerrath und der Kaiser Franz Josef I. belohnte seine Verdienste mit der goldenen Verdienst-Medaille mit der Krone. Auch eine Gasse im VI. Bezirke wurde ihm zu Ehren **Millergasse** benannt, die aber erst im Jahre 1843, durch Abbruch eines Hauses, mit der Hauptstrasse in Verbindung gesetzt wurde. Die Millergasse beginnt zwischen den beiden Häusern Nr. 110 und 112 der Gumpendorferstrasse, zieht sich in ziemlich gerader Richtung bis zur Wallgasse Haus Nr. 42 hinab und wird in ihrem Laufe von drei Gassen durchschnitten, u. zw. von der Matrosengasse (frühere **Baumgasse**), Mittelgasse und Liniengasse.

Das Ludwig Damböckhaus Nr. 77 (neu 37).

Ludwig Damböck war der Erste, der die Erzeugung der Spitzen in Oesterreich mit regelmässigem Fabriksbetrieb einfuhrte. Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden die Spitzen mit der Hand erzeugt, und zwar auf zweifache Art: mit der „Nadel“, wie z. B. in Venedig, oder mit dem „Klöppel“, wie z. B. im Erzgebirge; da erfand im Jahre 1802 *Leacoth* in *Nottingham* in England eine Maschine zur Erzeugung der „Spitzen.“ Ludwig Damböck reiste nach England, kaufte eine solche Maschine, um sie für sich zu verwerthen. Auf der Rückreise in Hamburg angelangt, war aber ein hoher Zoll auf alle derlei englische Maschinen gesetzt und Damböck war genöthigt, wegen Mangel an Baarmittel, die Maschine in Hamburg zu verkaufen und reiste unverrichteter Sache in seine Heimat zurück.

Jedoch im Jahre 1829 ging er abermals nach England und war diesmal glücklicher. Er kaufte eine Spitzenmaschine, kam mit derselben glücklich in Wien an und gründete so mit Hilfe derselben die „*Erste Spitzenindustrie*“ in Oesterreich.

Zu diesem Zwecke erbaute er im Jahre 1832 obiges Haus in der Webgasse Nr. 77, neu 37, welches noch heute unverändert besteht. Nur hatte es damals zu beiden Seiten zwei Fahrthore, das eine links zur Einfahrt und das andere rechts zur Ausfahrt. Ein altes Bild *sub Figur 140* zeigt uns deutlich den damaligen Bestand.¹⁾

Im Jahre 1853 starb Ludwig Damböck und die Fabrik ging an dessen Erben, nämlich an den minderjährigen Sohn Ludwig und fünf Töchter, über. Im Jahre 1870 wurde Ludwig grossjährig und der alleinige Besitzer der Fabrik. Als aber auch er am 19. Jänner 1886 mit Tod abging, kam das Geschäft noch im selben Jahre an seine Schwester Frau Stefanie Baronin Porbeck und den bisherigen Fabriksleiter August Matitsch als öffentlicher Gesellschafter über.

Noch heute besteht die Fabrik als die einzige in Oesterreich etablirt, die noch von keiner überholt ist, auch nicht von Deutschland, da man erst seit 1870 die Spitzenfabrication dort einfuhrte, aber ohne besonderen Erfolg, weil dieselbe durch Belgien und das Erzgebirge weit überholt wurde.

Uebrigens wird hier in Wien auch nur so viel erzeugt, als dadurch für Oesterreich der Bedarf gedeckt ist, da „Spitzen“ überhaupt ihrer Natur nach durchaus kein Exportartikel sind. — Mit der Schmid- oder Webgasse ist somit die Besprechung sämmtlicher wichtiger Strassen-



Fig. 140. Das Ludwig Damböckhaus.

¹⁾ Das Bild ist den *Graf Vazquez'schen Handvignetten* entnommen. Das mittlere Thor war nur für Fussgeherfahrthore bestimmt und hatte sechs hohe Stufen, das Haus war einstöckig, in einer Länge von 9 Fensterfront. Die beiden Einheiten zu beiden Seiten hohe Gassenmauern, die noch zum Hofraume des Hauses gehörten. Das Haus führte die bescheidene Aufschrift „*Tull anglais Fabrik*“ und verwandelte sie später in die modernere „*Poppinett- und Spitzenfabrik*“.

Die Commune Wien ehrte das Andenken Damböcks, indem sie nach ihm eine neue Gasse „*Damböckgasse*“ benannte. Sie befindet sich zwischen dem Hause Nr. 24 und 26 der *Eszterházygasse* und stellt so die Verbindung mit letzterer und der *Amerlinggasse* her. Sie wurde erst im Jahre 1888 neu eröffnet.

züge dieses Bezirkes erschöpft und alle übrigen noch existirenden, hier in meinem Werke aber nicht ausdrücklich genannten Gassen und Gässchen sind entweder zu unbedeutend, oder zu neuen Datums, um sie zum Gegenstande besonderer historischer Erklärungen zu machen.¹⁾

Zum Schlusse dieser Vorstadt möge es mir noch vergönnt sein, jenen Terrain näher in's Auge zu fassen, der sich zwischen der Stadt und Mariahilf befindet und Glacis oder früher

¹⁾ Die Aegydigasse z. B., die heute die Liniengasse mit der Wallgasse verbindet, bestand zu Anfang der dreissiger Jahre noch gar nicht, denn der ganze Raum, den die 3 parallel laufenden Miller-, Spital- und Aegydygassen einnahmen, war mit Ziegelöfen und Brennholzständen aller Art bedeckt. Erst dann, als die Ziegelöfen aufgelassen wurden, konnte Raum für neue Strassenzüge gewonnen werden.

Die Amerlinggasse, zu Ehren des berühmten Malers Amerling so benannt, wurde in den Jahren 1886 und 1887 zu bauen begonnen und erst später eröffnet; die Bergsteiggasse hiess früher „Berggasse“ oder auch „Haltegasse“, weil früher auf diesem gegen den Wienfluss ziemlich abschüssigen Train nichts existirte, als die einzige Hütte des »Halters«, der noch vor 50 Jahren Schafe, Kühe etc. auf die geräumigen Weideplätze des unbebauten Gumpendorfer Terrains trieb. Die Bienengasse, eine Seitengasse der Gumpendorferstrasse, hiess früher „Krongasse“ und verbandete die Theobaldgasse mit der ehemaligen Rothgasse, jetzigen (Gumpendorferstrasse). Die Brauergasse hiess früher Bräuhausgasse, weil ehemals hier das Königsegg'sche Bräuhaus stand; die Brückengasse hat ihren Namen von der vis-à-vis gelegenen »Nevillebrücke« und hiess ehemals „Kirchgasse“; die Bürgerspitalgasse ist gleichfalls eine neue Gasse, welche die Liniengasse mit der Wallgasse verbindet, sie hat ihren Namen von dem hier befindlichen alten Bürgerhospital, weil dieser Terrain das Grundeigenthum des Spitals war, auf dem die Gasse gebaut wurde. Die Dürrergasse hiess früher „Obere Gstättengasse“ im Gegensatze zur Luftbadgasse, welche „Untere Gstättengasse“ benannt wurde.

Die Eisevogelgasse hiess vormals „Gärtnergasse“ von den vielen Gärten, die sich hier in der Umgebung befanden, sie ist eine kurze Gasse gegenüber dem Schlachthause und verbindet die Mollardgasse mit der Gumpendorferstrasse, [sie ist die vorletzte Gasse gegen die kleine Linie; die Eszterházygasse hiess früher „Neugasse“ und wurde im Jahre 1771 eröffnet; sie hiess deshalb Neugasse, weil sie eine der ersten Seitengassen war, die hier neu eröffnet wurden; sie reichte, wie heute noch, von der Mariahilferstrasse bis zum Wienflusssufer, wo sich eine »Währe« befand, daher sich die beiden Seitengassen der Neugasse „Obere und Untere Währgasse“ nannten; später wurde die Neugasse von der Mariahilferstrasse bis zur Gumpendorferstrasse Neugasse benannt und von der Gumpendorferstrasse weiter gegen die Wien als Berggasse bezeichnet; heute heisst die Gasse, ihrer ganzen Ausdehnung nach, Eszterházygasse. Die Filgradergasse hiess früher Rosengasse und wurde erst im Jahre 1841 eröffnet. Die Gfornergasse mündet vom Schlachthaus in die Gumpendorferstrasse, durchschneidet dieselbe und geht bis zur Liniengasse. Sie bestand sonach aus zwei Theilen, aus der „Unteren“ und „Oberen Gfornergasse“. Erstere wurde im Jahre 1832 eröffnet und Letztere im Jahre 1849. Beide Gassen wurden nach dem dortigen Grundbesitzer so genannt, dessen Grossvater diesen Flächenraum käuflich an sich brachte. Hier hatte Herzog von Ahrenberg ein prächtiges Schloss mit einer Capelle und grossen Gärten, worauf dann später durch Verkauf der Bauplätze nach und nach die dortigen Häuser entstanden. Der Grossvater des Gforners kaufte auch das herzogliche Schloss an, liess es aber später umbauen und die weitläufigen Gärten parcelliren. Die Grasse hiess ehemals „Seldgasse“, weil man von hier aus auf's offene, freie Feld hinaus kam. Die »Hirschengasse« verbindet die Schmalzhofgasse mit der Gumpendorferstrasse und hat ihren Namen von dem hier befindlichen alten Eckwirthshause, einem Einkehrwirthshause zum „Zirischen.“ Die Hornbostelgasse, ehemals „Grosse Schloßgasse“, nach dem Hausbesitzer Hornbostel so genannt. Die Laimgrubengasse hiess „Obere Pfarrgasse.“ Die Marchettigasse, nach einem Privaten so benannt, wurde im Jahre 1801 eröffnet. Die Matrosengasse hiess früher „Halbgasse“ und die Meravigliagasse hiess Kleine Schloßgasse und hat ihren Namen nach dem Grafen Meraviglia. Die Nelkengasse ist eine neue Gasse und hiess früher „Schiffgasse“; sie stellt zwischen den beiden Häusern (39 und 155 alt) der Mariahilferstrasse eine Verbindung mit der Windmühlgasse her. Letztere hiess noch in den zwanziger Jahren Zollerberggasse. Die Papagenogasse wurde früher Jägergasse, dann Theatergasse genannt. Sie hat ihren Namen von den Steinfiguren Schikaneders, der als Papageno mit seinen Kindern dargestellt ist, und zwar ober dem Portale des Thoreinganges in's Wiedener Theater. Die Figuren sind von geringem künstlerischen Werth, blos aus Sandstein, aber doch immer für die Kunstgeschichte interessant, weil es die einzige Porträtstatue ist, die wir über Schikaneder dem Aelteren, dem ehemaligen Director des Wiedener Theaters besitzen. Zur Erinnerung an die Zauberflöte, der er bekanntlich sein eigentliches Glück verdankte, liess er die »Papagenogruppe« verfertigen und ober das Portal des Theaters setzen. Die »Rohrpfeife« ist gegen die Stadt gerichtet, indem er gleichsam die Städter lockt und zum Besuche höflich einladet. Die Pfauengasse ist eine Seitengasse der Bettlerstiege und bildet eine Sackgasse. Die Sandwirthgasse hat ihren Namen nach dem Schilde eines Wirthshauses „zum Sandwirth.“ Die Spörlinggasse, ein kleines Gässchen von nur 3 Häuserfront, führt von dem Ufer der Wien in die Mollardgasse und hat ihren Namen von dem Tapeten-

Esplanade genannt wurde. Dieses Terrain ist umso interessanter, als sich über dasselbe mehrere kostbare Abbildungen hier befinden, die diesen interessanten Gegenstand näher erklären. So z. B. schliesse ich *sub Figur 141* eine Ansicht bei, welche uns das Glacis aus der Zeit der Zwanziger Jahre von der Burgbastei aus näher illustriert.¹⁾

Eine zweite Ansicht, als Fortsetzung dieses Panoramas, schliesse ich hier gleichfalls *sub Figur 142* meinen Lesern bei, es ist dies die zweite Ansicht des Terrains zwischen

fabrikanten Spörlin, der in der Nähe eine Fabrik besitzt. Die Stiegengasse hiess früher „Gärtnergasse“, eine Fortsetzung der Windmühlgasse, und wurde aus Anlass der Erbauung einer grossen steinernen Stiege, die zur Mariahilferstrasse führt, so genannt. Die Strohmayergasse, eine neue Gasse, welche die Aegydigasse mit der Wallgasse verbindet, hat den Namen von dem Grund- und Hausbesitzer „Strohmayer.“ Die Ufergasse hiess früher „Wehrgasse“, weil sich hier eine grosse »Wehre« des Wienflusses befand. Sie ist eine langgestreckte Gasse am Wienufer, von dem sie auch ihren Namen hat, sie zieht von der sogenannten Stegbrücke vis-à-vis dem alten **Ragenstadel** am Ufer der Wien vorbei bis zur Schlachthausbrücke. Auf ihrem Terrain befindet sich die Pilgram- (ehemalige Stärkmacher-) Brücke, die Reinprechtsdorfer Brücke (früher „Zuglersteg“), die Nevillebrücke und die Schlachthausbrücke. Die Wallgasse hiess früher „Grosse Schloßgasse“ und zieht sich von der Mollardgasse bis zur Mariahilfer Linie und hat ihren Namen von dem hier befindlichen Linienwall; sie besteht erst seitdem die grossen Ziegelöfen und Holzlagerstätten entfernt worden sind, und ist grösstentheils mit modernen Zinshäusern bebaut.

¹⁾ Das Bild entstammt den Längebildern, welche dem Werke Sikkingen's als Beilage beigegeben sind und der Zeit der Zwanziger Jahre entstammen, wie dies die Costüme der Staffage beweisen, da diese dem Schnitte und der Form nach, dem damaligen Modegeschmacke vollkommen entsprechen. Die Bastei stellt jenen Theil der Promenade dar, der sich ober den kaiserlichen Hofgärten und den Glashäusern befindet, die Kaiser Franz damals neu einrichten liess. Der Ausblick ist ein höchst interessanter. Wir sehen hier jenen Theil der Mariahilferstrasse, der sich rechts vom Casa piccola bis gegen das Wiedener Theater über den sogenannten „Jesuitenhof“ nach links zieht.

Am äussersten Rande des Bildes rechts sehen wir jenen Theil des Hofstallgebäudes Nr. 3, der von dem Glacis aus, und zwar von der Ecke der Hauptfront in die Mariahilferstrasse einbiegt. Dieser Theil bestand damals nur aus kleinen unansehnlichen Häuschen zur Unterkunft der untergeordneten Dienstknechte. In den Dreissiger Jahren wurde dieser Theil des Hofmarstalles ausgebaut und mit der Hauptfront vollkommen gleichgestellt, so dass heute diese Partie ein künstlerisches Ganzes nach Styl und Form ausmacht; selbst die Pferdckopf-Embleme ober dem Portale sind täuschend nachgebildet. Die Zufahrt nach Mariahilf ist noch ziemlich steil und der Boden minder sorgfältig geebnet. Das „Casa piccola“ hat nach dem Geschmacke der Zeit eine Art »Säulenporticus« als Vorgärtchen und dort, wo heute zu Ehren des berühmten Malers Rahl die Rahlstiege sich befindet, war ein sehr steiler Abhang zu sehen, über den sehr primitive Holzstiegen führten. Mehr im Vordergrund zeigt sich die Getreidemarktkaserne, die noch einen ziemlich freien Platz vor der Front des Gebäudes übrig liess, der zum Exerciren der Grenadiere diente. Sie hiess auch „Grenadierkaserne“, weil sie nur zur Unterkunft der Grenadierbataillone bestimmt war. Links von der Kaserne befand sich der alte „Jesuitenhof.“ Es war ein langes, weitläufiges Gebäude mit zwei grossen Höfen, durch welche ein freiwilliger Durchgang gestattet war und man von hier aus direct zum Wiedener Theater gelangte. Die Räume waren von den nahe gelegenen Truppen als Kaserne benützt und im Innern der Höfe wurde exercirt. Interessant sind die vor dem Jesuitenhofe aufgestellten, mehreren »Holzhütten«, es sind dies ärarische k. k. „Salpeterhütten“, eine Art Magazine zur Unterbringung von Schiesspulver-Bestandtheilen, und zwar hauptsächlich von »Salpetere«, um denselben hier zu trocknen, zu reinigen und in gehörigen Quantitäten wohlgepackt sodann dem Orte ihrer Bestimmung zuzuführen. Kaiser Franz liebte es, die Erzeugung des Schiesspulvers und die Verlagerung der Vorräthe persönlich zu überwachen, auch liess er rings um die Glacis, wie wir dies beim Kärntnerthor und Landstrasser Glacis sehen, solche Salpeterhütten errichten. Später verlegte er sie nach Simmering zu den Pulverthürmen. Die Glacis bildeten hier mit ihrem frischen Blättergrün einen herrlich reizenden Anblick. Die ganze Strecke hindurch zogen sich schattige, buschige Kastanienbäume und rückwärts hohe Pappelbäume, die gegen die Vorstadt postirt waren. Das Ganze glich einem Garten, einem englischen Parke, der sich um die Stadt wie ein Kranz zu schlingen schien. Wäre die berühmte Reisende und Schriftstellerin Frau von Staël damals (in den Zwanziger Jahren) in Wien gewesen, so hätte die Stelle in ihrem Buche »über Wien« als Wahrheit genommen werden können; sie sagte nämlich: Wien ist ein unschätzbare Diamant, in Smaragde gefasst. Mit den Smaragden war es natürlich nur Schmeichelei, denn damals unter Carl VI. bis Kaiser Josef II. glich das Glacis wohl nur einem baumlosen, schutt- und kehrichtbeworfenen, staub- oder kothbedeckten, abscheulichen Anger. Erst dem Kaiser Josef II. verdanken wir die Herstellung und Verschönerung der Glacis in der Gestalt, wie wir sie in den Zwanziger Jahren sahen und die man damals „Esplanade“ zu nennen pflegte.

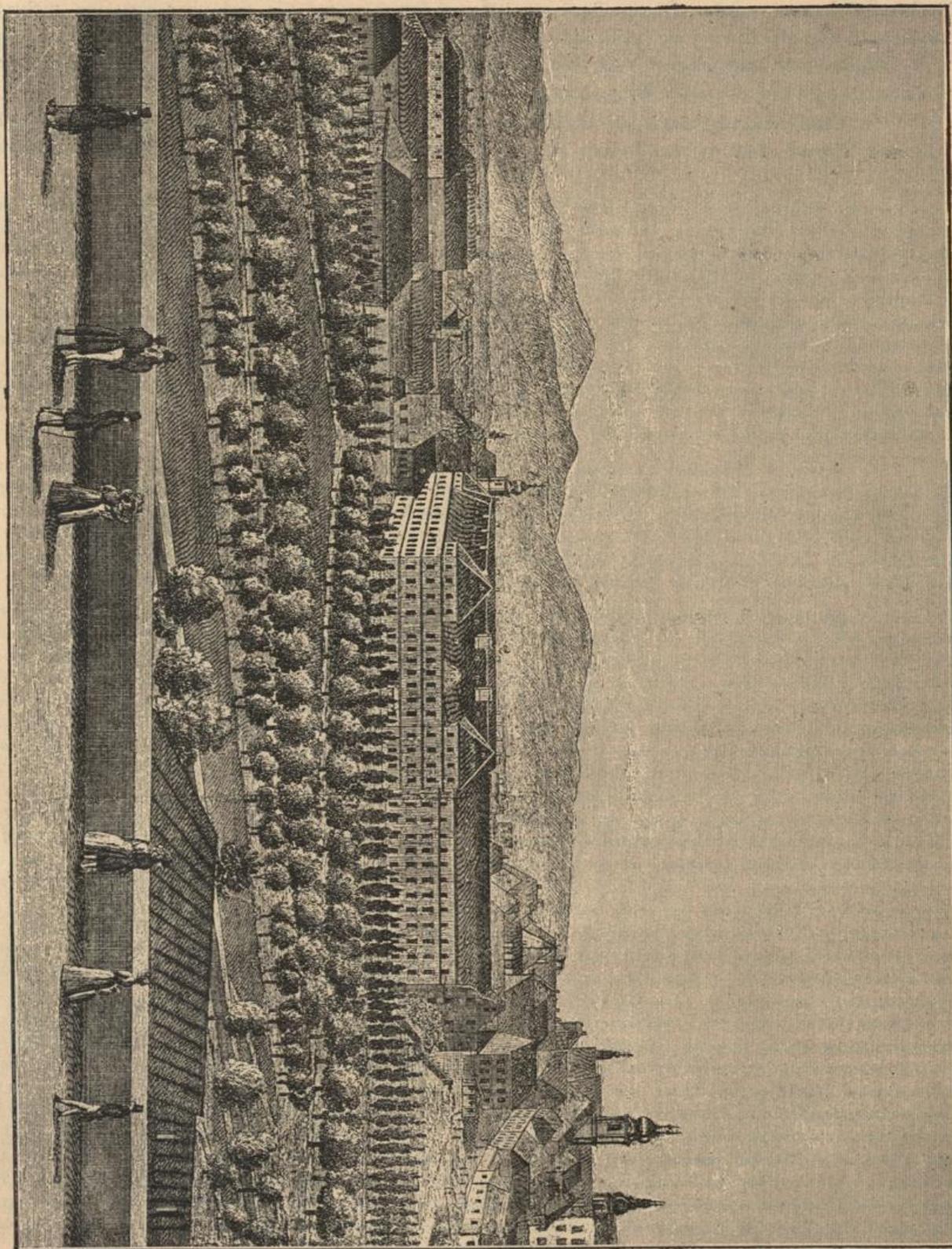
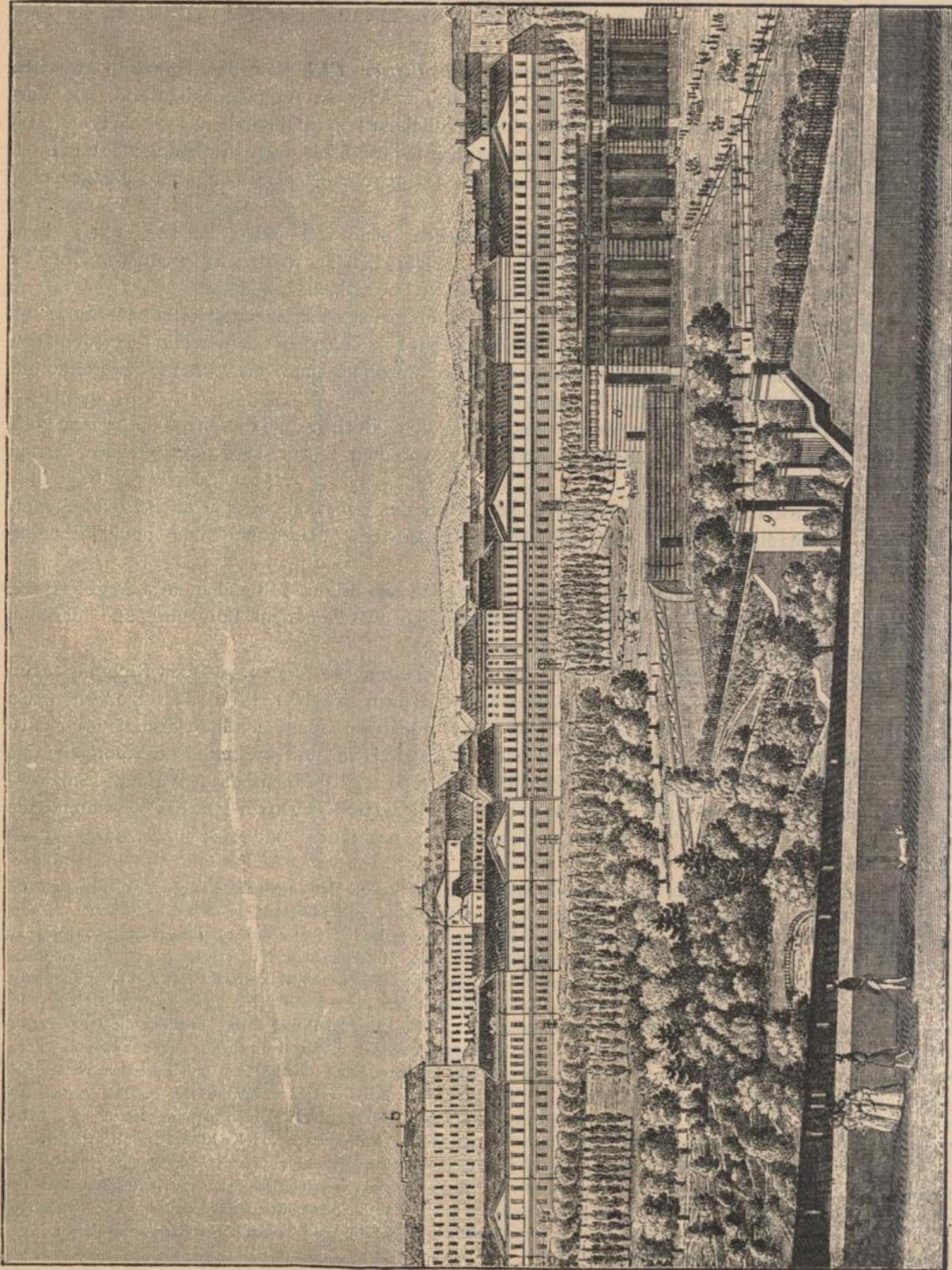


Fig. 141.

Die Burghastei mit der Aussicht auf die Getreidemarktkaserne in den Zwanziger Jahren.



Die Burgbastei mit der Aussicht auf das Burgthor und das Burgglacis in den Zwanziger Jahren

Fig. 142.

Mariahilf und der Burgbastei, nämlich die Fortsetzung der kaiserlichen Stallungen vor dem Burgglacis und dem Burgthore.¹⁾

Zum Schlusse lege ich meinen Lesern *sub Figur 143* über das Terrain zwischen dem Burgthor und Mariahilf eine Planstudie bei, welche die Aufgabe haben soll, alle Veränderungen, die sich seit dem Jahre 1820 und namentlich seit dem Beginne der Stadterweiterung (1857) hier vollzogen, im Grundrisse festzuhalten und zugleich auch die heutige Situation in gleichen Dimensionen darauf zu zeigen, so dass sich die gegebenen Grundflächen gegenseitig vollkommen decken.

Hiedurch wird es dem Leser leicht möglich, sich von jedem Hause, von jedem Plätzchen oder Winkelchen Rechenschaft zu geben, d. i. zu wissen, an welcher Stelle irgend eine Sache einst stand und was sich heute an dieser Stelle befindet.

Um aber den „alten Situationsplan“ vom „neuen“ Jedermann leicht erkenntlich zu machen, habe ich den „alten“ Bestand mit straffirten Linien dargestellt, dagegen den „neuen“, wie er nach der Stadterweiterungsperiode hinzukam und noch heute besteht, mit punktirten Linien in den alten Plan eingezeichnet,

Die straffirten Linien zeigen uns sonach den „früheren“ Bestand an, wie er noch zur Zeit vor der Stadterweiterungsperiode, d. h. vor dem Jahre 1857, auf diesem Terrain sich zeigte.

Die punktirten Linien dagegen geben uns die Umrisse aller jener Bauten bekannt, die in Folge der Stadterweiterung 1857 auf diesem Terrain neu platzgriffen und noch heute an der Stelle des Alten existiren.

Wenn wir also die nebenstehende Planstudie *sub Figur 143* näher in's Auge fassen, sehen wir, dass auch dieser Theil des Glacis, welcher sich zwischen dem Burgthore und Mariahilf ausbreitet, wesentliche Veränderungen aufzuweisen hat.

So z. B. haben sich vor 1857 über den ganzen Glacisraum, in der Richtung vom Burgthore aus gegen das Hofstallgebäude, in einem halbkreisrunden Bogen neun Baumalleen strahlenförmig nach rechts und links gleichmässig und symmetrisch ausgebreitet. Die einzige Allee in der Mitte war die Hauptallee und breiter als die übrigen; sie zog sich senkrecht vom Burgthore nach der Mitte des Hofstallgebäudes zum Haupt-Einfahrtsthore hin und war durchwegs mit hohen stattlichen Pappelbäumen geziert, während die übrigen acht Alleen aus einfachen Kastanienbäumen bestanden und sich über das Terrain

¹⁾ Das Bild *sub Figur 142* aus demselben Werke, wie das Vorige und auch aus derselben Zeit, zeigt uns das Terrain zwischen dem k. k. Hofstallgebäude und der Burgbastei. Der Vordergrund im Bilde stellt uns die Bastei unmittelbar ober dem k. k. Hofgarten dar, dann einen Theil des mit ausländischen Gewächsen prangenden Hofgartens sammt dessen Eisengitterthor und die schönen Treibhäuser, dann das vom Hofarchitekten Nobili im Jahre 1825 mit seiner altdorischen Säulenordnung und seinen drei Durchfahrten dem classischen Style nachgebildete äussere Burgthor, auch einen Theil des schönen äusseren Burgplatzes, dann das Glacis mit seinen schattigen Kastanien- und Pappel-Alleen. Im Hintergrund sehen wir das Gebäude der k. k. Hofburgwache auf der Laimgrube und etwas seitwärts die Ingenieur-Akademie und mehr im Vordergrunde das Gebäude der k. k. Hofstallungen mit seiner imposanten ausgedehnten Prachtfront bis zu der Anhöhe des Spittelbergs. Es unterliegt keinem Zweifel, dass für den promenirenden Wiener hier entschieden der schönste und überraschendste Punkt der Basteipromenade war; denn gerade hier gesellte sich zu dem ohnehin vielfachen Blättergrün des Glacis auch noch jenes des reizenden Volksgartens und des tief-ernsten k. k. Hofgartens, dann die abwechslungsreiche, schöne Fernsicht auf die pittoresken Gebirgsketten von Kahlenberg, Leopoldberg und Kobenzl, unter denen das Silberhaupt des »Schneebergs« (des Königs aller dieser Gebirge) ehrfurchtgebietend hervorragte. Alle diese Herrlichkeiten, die man hier von der Bastei aus genoss, verschönerten und erweiterten sich noch um Vieles beim „Paradiesgärtchen“ und liessen für jeden Beschauer gewiss eine bleibende Erinnerung zurück. Alle Fremden und Einheimischen erzählten noch nach Jahrzehnten ihren Kindern und Enkeln, welch' himmlischen Genuss, vom Paradiesgärtchen aus, die malerische Fernsicht ihnen bereitete.

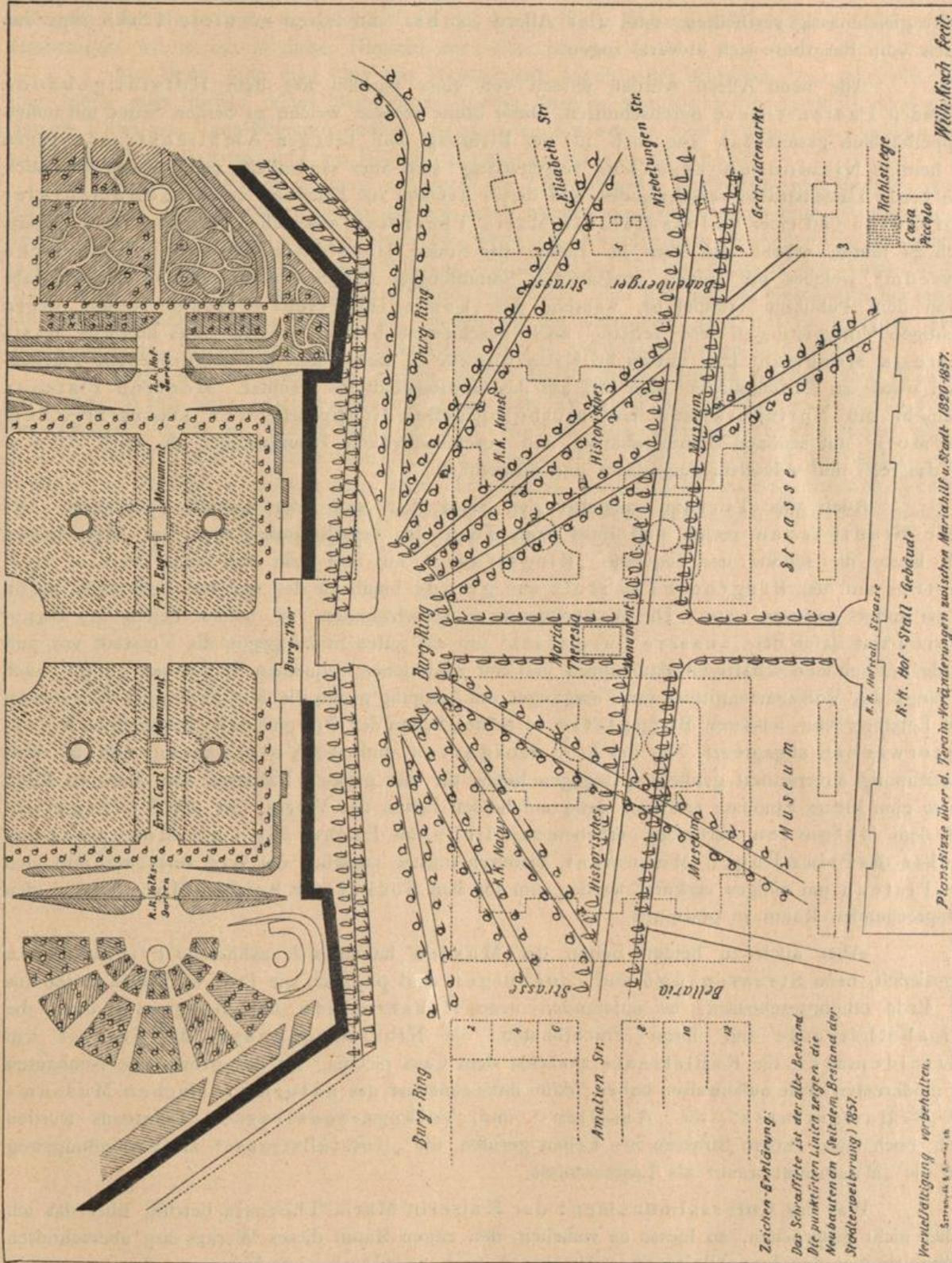


Fig. 143.

derart gleichmässig vertheilt, dass vier Alleen rechts und eben so viele links über das Glacis vom Burgthore sich abwärts zogen.

Alle neun Alleen wurden jedoch von einer parallel mit dem Hofstallgebäude laufenden Lastenstrasse durchschnitten. Diese breite Strasse, welche zu beiden Seiten mit hohen Pappelbäumen geziert war, zog sich in der Richtung der heutigen Amalienstrasse gegen die heutige Nibelungengasse hin. Gegenwärtig sind aber sämtliche neun Alleen und auch jene breite Lastenstrasse verschwunden und dieses Terrain zur Placirung zweier monumentaler Hofbauten und einer Colossalstatue Maria Theresias ausersehen worden. Und bereits nach 24 Jahren erhebt sich hier im Lichte der Sonne, links das schöne „naturhistorische Museum“, welches mit seinen grossartigen Sammlungen und Sehenswürdigkeiten über ein Jahr schon dem Publikum eröffnet ist, während das „kunsthistorische Museum“ rechts, wegen wichtigen Vorbereitungen eine zeitlang noch geschlossen bleiben musste. Das herrliche Maria Theresia-Monument kam mitten im Kreuzpunkte zu stehen und der übergebliebene Flächenraum wurde zu Gartenanlagen aller Art auf das Gewissenhafteste benützt. Moderne Plateaux wechseln mit Springbrunnen und mythologischen Gruppenfiguren (aus cararischem Marmor), mit schönen Blumenrabatten und geschmackvollen Baumgruppen ab, kurz, Alles ist auf das reiz- und stilvollste ausgedacht und ausgeführt.

Auch das Terrain zunächst der Stadt hat sich hier gewaltig verändert. Der tiefe Stadtgraben rechts und links vom Thore ist verschwunden und statt ihm breitet sich heute die schöne und bequeme „Ringstrasse“ aus und zieht sich längs des k. k. Hofgartens und des Burgthores so stolz und gerade hinab zu den anderen Hofbauten, als ob es nie anders gewesen wäre. Die Basteimauern verschwanden, zu beiden Seiten des Burgthores trat dafür der „äussere Burgplatz“ um ein gutes Stück gegen die Vorstadt vor und wurde mit schönen schattigen Baumalleen und mit zahlreichen bequemen Sitzbänken geziert; auch ist längs des Volksgartengitters für Fussgänger ein Ausgang gegen die Ringstrasse freigelassen und Letzterer vom äusseren Burgplatze zu beiden Seiten des Burgthores mit schönen Eisengitterwerken abgegrenzt. Nur der k. k. Hofgarten und der Volksgarten sind in ihrer Ausdehnung unverändert geblieben, dagegen haben die vier grossen Rabatten am äusseren Burgplatze eine kleine Einbusse erfahren, denn auf beiden Seiten des Weges, der den Volksgarten mit dem Hofgarten verbindet, erheben sich links das Erzherzog Carl-Monument und rechts das Prinz Eugen-Monument, hiedurch musste natürlich der Weg verbreitert und auch das Plateau um einiges verkürzt werden, um für den Sockel der beiden Monumente den entsprechenden Raum zu gewinnen.

Aber auch zu beiden Seiten der Museen haben sich zahlreiche Privatbauten angesiedelt, neue Strassenzüge und Zinsburgen sind plötzlich wie Pilze zu beiden Seiten aus der Erde emporgeschossen; es entstanden neue Häuserreihen am Burgring, dann die Elisabethstrasse mit ihren Prachtbauten, die Nibelungengasse, die Strasse am Getreidemarkt, die Rahlstrasse zunächst dem Casa piccola, die alle grossartige Neubauten im modernsten Style aufzuweisen haben; dann links zunächst des naturhistorischen Museums die „Bellariastrasse“, die „Amalien-“ und „Volksgartenstrasse.“ Uebrigens wurden auch noch zwei andere Strassen in's Leben gerufen, die „Hofstallstrasse“ als Verbindungsweg und die „Museumstrasse“ als Lastenstrasse.

Was das Colossalmonument der Kaiserin Maria Theresia betrifft, über das ich bisher nicht gesprochen, so hiesse es wahrlich, den engen Raum dieses Werkes arg überschreiten wollte ich hier den kunstkritischen Massstab mit weitläufigen Auseinandersetzungen

anlegen; ich muss mich vielmehr nur auf das historische Moment beschränken und es kurz heraussagen, wie es mir in dieser Hinsicht um's Herz ist. —

Nun denn, man mag über das Monument sagen oder schreiben, was man will, man mag loben oder tadeln, eines bleibt doch gewiss, dass es eine Nothwendigkeit, eine politische That war, uns Wienern endlich die grosse Kaiserin vor Augen zu stellen, sie uns in einem monumentalen Bildhauerwerke zu glorificiren!!

Denn wir Wiener erinnern uns gerne der Zeiten Maria Theresias und ihrer grossen Männer! Ihre Thaten stählen unsere Nerven, auch wecken die Erinnerungen unsere Vaterlandsliebe, die Liebe zu unserem gesammten, grossen, herrlichen Oesterreich, für welches unsere „deutschen“ Voreltern unter Führung des erlauchten Kaiserhauses der Habsburger und Lothringer gelitten, gekämpft und geblutet. Hier hat uns die Geschichte hergestellt und hier, angesichts Maria Theresias, wollen wir die Erinnerungen heilig halten, jene Erinnerungen, die zahlreiche Generationen uns zurückgelassen haben!!

Wien hat im Laufe der Zeiten Nichts eingebüsst von seinem Werthe. Der Genius, der über Wien seit Jahrhunderten gewaltet, er wird durch die neue Zeit nicht verdrängt. Auch in Wien dringt das Weben des Weltgeistes wie in allen grossen Weltstädten vernehmlich an unser Ohr, auch in Wien ist man noch begeistert für Wohlthätigkeit und Mitgefühl, auch in Wien breitet der Genius „der Neuzeit“ seine Schwingen heilsam über unsere Häupter. Und darum Ehre der Stadt, die uns veredelt, begeistert und befreit!!

